

Meiner

Philosophische Bibliothek

F.W.J. Schelling

Vorlesungen über die
Methode (Lehrart)
des akademischen Studiums



F.W.J. SCHELLING

Vorlesungen über die Methode
(Lehrart) des
akademischen Studiums

Auf der Grundlage des Textes
der Ausgabe von Otto Weiß
mit Einleitung und Anmerkungen
und einer Beilage
"Schellings philosophisches Testament"
neu herausgegeben von
WALTER E. EHRHARDT

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 275

- 1911 Herausgegeben von Otto Weiß (PhB 134d)
1974 Auf der Grundlage des Textes der Ausgabe von Otto Weiß mit
Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben von Walter
E. Ehrhardt
1990 Zweite erweiterte Auflage

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet abrufbar über <http://portal.dnb.de>.

ISBN: 978-3-7873-0972-6

ISBN eBook: 978-3-7873-2322-7

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1990.

Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

Inhalt

Einleitung. Von Walter E. Ehrhardt	VII
Zur Textgestaltung	XV
Vorwort zur zweiten Auflage	XVII

F. W. J. Schelling

Vorwort	3
Erste Vorlesung	
Über den absoluten Begriff der Wissenschaft	5
Zweite Vorlesung	
Über die wissenschaftliche und sittliche Bestimmung der Akademien	17
Dritte Vorlesung	
Über die ersten Voraussetzungen des akademischen Studiums	33
Vierte Vorlesung	
Über das Studium der reinen Vernunftwissenschaften: der Mathematik, und der Philosophie im Allgemeinen	42
Fünfte Vorlesung	
Über die gewöhnlichen Einwendungen gegen das Studium der Philosophie	51
Sechste Vorlesung	
Über das Studium der Philosophie insbesondere	60
Siebente Vorlesung	
Über einige äußere Gegensätze der Philosophie, vornehmlich den der positiven Wissenschaften	70
Achte Vorlesung	
Über die historische Konstruktion des Christentums	80

Neunte Vorlesung	
Über das Studium der Theologie	90
Zehnte Vorlesung	
Über das Studium der Historie und der Jurisprudenz .	100
Elfte Vorlesung	
Über die Naturwissenschaft im Allgemeinen	111
Zwölfte Vorlesung	
Über das Studium der Physik und Chemie	121
Dreizehnte Vorlesung	
Über das Studium der Medizin und der organischen Naturlehre überhaupt	129
Vierzehnte Vorlesung	
Über Wissenschaft der Kunst, in bezug auf das akade- mische Studium	138
Anhang	
Textkritische Anmerkungen	147
Anmerkungen des Herausgebers	149
Beilage: Melchior Meyr über „Schellings philosophisches Testament“	169
Literaturhinweise	183
Register	185
Personen	185
Sachen	185

Einleitung

I

Schelling veröffentlichte seine Vorlesungen „Über die Methode des akademischen Studiums“ 1803 in der „Hoffnung, daß manche Ideen derselben, außer anderen Folgen, auch für die nächsten oder doch zukünftigen Bestimmungen der Akademien von einigem Gewicht sein könnten“ (209)¹. Diese Bemerkung seines Vorwortes kann uneingeschränkt auch für diese, mit erläuternden Anmerkungen versehene Ausgabe fortgelten. Die Idee der Freiheit und Einheit der Wissenschaften, die im sogenannten Humboldtschen Modell die Struktur und den Geist der deutschen Universitäten bis in unsere Tage bestimmte, ist in Schellings Philosophie begründet. Humboldt hat diese Vorlesungen Schellings mit „unendlichem Vergnügen“² studiert. Heute ist die Verantwortung und Legitimation für die Reform der Hochschulen weitgehend delegiert an Menschen, deren Vorbildung nicht ausreicht, die Begründungen der Tradition angemessen zu verstehen oder die Schriften, in denen sie gegeben wurden, auch nur zu lesen. Darin dokumentiert sich ein reales Versagen des traditionellen Bildungsmodells und seine Reformbedürftigkeit: es ist der Wissenschaft durch ihre bisherigen Institutionen nicht gelungen, die wissenschaftliche Bildung so sehr Allgemeingut werden zu lassen, daß sie die Entscheidungen demokratischer Organe nicht als fremde, äußere Eingriffe empfinden müßte. Indes könnte es sein, daß die Ursachen dieses Versagens der Universitäten vor der Forderung nach der Gleichheit der Bildungschancen weniger in der „Humboldtschen“ Idee der Autonomie und Einheit der Wissenschaften zu suchen sind, als

¹ Die Seitenzahlen beziehen sich auf die im Text am Rande mitgeführte Paginierung der Sämtlichen Werke Bd. V, S. 207–352.

² Vergl. Wilhelm v. Humboldts Briefe an Karl Gustav v. Brinkmann, hrsg. v. A. Leitzmann, Leipzig 1939, S. 167.

vielmehr in der Herrschaft von Kräften, gegen die jene Idee in ihrer Begründung schon gerichtet war. Die verantwortliche Analyse der gegenwärtigen Situation erfordert die kritische Reflexion ihrer geschichtlichen Herkunft und ihres Ursprungs, will sie nicht blind Kräften in die Hände arbeiten, denen sie sich entgegensetzen meint. Schellings „Vorlesungen über die Methode des Akademischen Studiums“ stellen diesen Ursprung in seiner höchsten Lebendigkeit dar, freilich in einer Sprache und Terminologie, die 1802 gut verstanden wurde, aber es heute Unkundigen allzu leicht macht, seine rationalen Argumente als Mystizismus oder praxisfernen Idealismus abzutun. Nichts lag Schelling ferner. Neben der Wirksamkeit durch seine Schriften und seine Lehrtätigkeit hat er selbst stets intensiv versucht, an der politischen Realisierung seiner Bildungsvorstellungen mitzuwirken. So war es z. B. seinem unmittelbaren Einfluß zuzuschreiben, daß alle reglementierenden Studienzwänge 1828 an der Münchner Universität abgeschafft wurden³ und die Freiheit und Selbstbestimmung zum leitenden Prinzip der Studienordnung wurde. Schelling besaß in einem solchen Ausmaß das Vertrauen der progressiven Studentenschaft, daß er ihr 1830 das Versprechen abnehmen konnte, die Unruhen einzustellen, damit der Einfluß der Wissenschaft auf die Landesregierung nicht gefährdet würde⁴. Die Basis dieses Vertrauens waren die politischen Verhältnisse, in denen nirgends die Idee der Freiheit und Gleichheit mehr verwirklicht und anerkannt war, als im Bereich der Wissenschaft.

In unseren Tagen hat es sich ereignet, daß die Idee der Gleichheit in den politischen Organen stärker realisiert erschien als in der Wissenschaft. Die Forderung der Freiheit von Forschung und Lehre ist dadurch zu einem gesetzlichen Topos geworden und wird kaum mehr in ihrer ursprünglichen Begründung verstanden. Ist zu ihrer Realisierung überhaupt die Autonomie der wissenschaftlichen Hochschulen erforderlich oder dienlich? „Die Gesellschaft, die das Geld aufbringt, die kann auch erwarten, daß dafür sachlich und fachlich gearbeitet wird.“ Könnte

³ Vergl. Schaefer, W.L., Schellings Bildungsideal und dessen Einfluß auf die zeitgenössische Pädagogik in Bayern, Diss. Bonn 1922, S. 162 ff.

⁴ Schelling WW IX 374.

es sein, daß der Forderung nach Freiheit der Wissenschaft Genüge getan ist, wenn die Aufträge und Ansprüche der Gesellschaft an die Wissenschaft angemessen transparent und demokratisch gegeben werden? Die Einheit der Wissenschaften stellt sich dann als Summe der gesellschaftlichen Aufträge dar und konsequent trat an die Stelle des Namens Universität⁵ der Ausdruck Gesamthochschule.

Die Einheit der Wissenschaften war nur in dem gemeinsamen, uneingeschränkten Streben aller Fachrichtungen gegeben, den wahren Zusammenhang aller Erscheinungen zu erforschen. Von der mit dem steigenden Forschungsaufwand immer selbstverständlicher werdenden Beschränkung durch den Auftrag der Gesellschaft ist die Wissenschaft nicht nur in ihren Institutionen, sondern auch in ihrem Wesen betroffen. Gesellschaft ist entweder ein zur Herrschaft gelangter „dunkler Begriff“ (238) oder bezeichnet eine empirische Gegebenheit. In beiden Fällen könnte eine nach absoluter Begründung, d. h. unbedingter Allgemeingültigkeit strebende Wissenschaft nicht von ihr abhängig bleiben. Schelling erklärt im Anfang seiner „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“, daß er im folgenden „keine Norm der Ausbildung oder der Aufnahme der Wissenschaft“ aufstellen werde, die aus einem anderen Grunde als der Idee eines „an sich selbst unbedingten Wissens“ fließe. Die konsequente Durchführung dieses Prinzips scheint somit den äußersten Gegensatz zu bilden gegen die reale Gebundenheit der Wissenschaft an die Bedürfnisse der sich wandelnden Gesellschaft. Allein dieser Gegensatz wird in Schellings Schrift selbst entwickelt und in seiner Notwendigkeit begründet. Dadurch ist dieser Text umsomehr geeignet, die Bedeutung und das Wesen der gegenwärtigen Umorientierung der wissenschaftlichen Institutionen am historischen Kontrast bewußter werden zu lassen.

Alles reale Wissen hat nach Schellings Lehre notwendig eine historische Seite und „kann nie in dem Individuum real eins werden, sondern allein in der Gattung“ (280). Anderes gilt nur für die Philosophie selbst, die, sofern sie „alles ist, eben deswegen nichts insbesondere sein kann“ (284). Mindestens negativ wird damit festgestellt, daß alle Ansprüche der Wissenschaften, die über den geschichtlich-konkreten Bezug auf die Menschheit

⁵ Vergl. u. S. 230.

hinausgreifen, in das Reich der Philosophie zu verweisen sind, in dem es nur ein ideales Wissen gibt, ein durch Freiheit begründetes, ein Wissen dessen, was sein soll, ein Wissen, das nicht „in die Schranken eines theoretisch-allgemeingültigen Systems zu zwingen“ ist (WW I 307). Dieses Reich der Philosophie war für Schelling allerdings kein Reich des Schweigens. Vielmehr versucht er, die konkrete organische Einheit der Wissenschaften gerade dadurch herzustellen, daß er den in jeder bestimmten Wissenschaft herrschenden spezifischen Gegensatz gegen die Philosophie charakterisiert und nach den Unterschieden der Entgegensetzung gegen die Philosophie das lebendige Ganze der Einzelwissenschaften ordnet und überschaubar macht. Die thematische Besonderheit jeder Wissenschaft bleibt so auf die unbedingte Allgemeinheit der Freiheit bezogen. „Derjenige, welcher sich einer bestimmten ergibt, muß die Stelle, die sie in diesem Ganzen einnimmt, . . . , so wie die Art der Ausbildung kennen lernen, . . . , um sie nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier und im Geiste des Ganzen zu denken“ (213). Das ist kurz das Anliegen der „Methodologie“⁶ Schellings, der Studienberatung einer Epoche, in der die Idee der Freiheit von dem Begriff der Gleichheit Aller abhängig war.

II

Die Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums werden demgemäß „den Zusammenhang aller Wissenschaften unter sich, und die Objektivität, welche diese innere, organische Einheit durch die äußere Organisation der Universitäten erhalten hat, darstellen müssen“ und „gewissermaßen würde dieser Grundriß die Stelle einer allgemeinen Enzyklopädie der Wissenschaften vertreten können“ (247)⁷. Der Studierende, der selbst erfolgreich in den Fortgang seiner Wissenschaft eingreifen soll, muß ihre Stelle „und ihre Bestimmung in der sich

⁶ Dieser Kurztitel wird in dem Briefwechsel mit Cotta gebraucht (vergl. C. Schelling u. Cotta, Briefwechsel 1803–1849, Stuttgart 1965, S. 7 und passim).

⁷ Vergl. Hegel, G.W.F., *Phänomenologie des Geistes*, hrsg. v. Y. Hoffmeister, Hamburg, ⁶ 1952, S. 40.

Wie der Briefwechsel mit Cotta zeigt, hat Schelling sich schon bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage bemüht, eine Neugestaltung fertigzustellen. Lediglich der Nachfrage und dem Drängen Cottas ist der Druck einer zweiten und dritten unveränderten Auflage zuzuschreiben. Da Schellings Philosophie in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums nur soweit dargestellt wird, als es zur Behandlung dieses Themas erforderlich schien, bietet der Text für die wissenschaftliche Beurteilung von Schellings Philosophie ohnehin eine zu schmale Grundlage¹³. Das Anliegen der beigefügten Erläuterungen und Hinweise war daher vielmehr, die anregende Kraft des Textes wieder zugänglich zu machen, denn die seit 1802 eingetretenen Wandlungen des Sprachgebrauchs lassen in vielen Formulierungen nur Dunkelheiten vermuten, selbst dort, wo Argumente dargestellt werden, die heute noch überzeugen würden.

IV

Zur Textgestaltung

Die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ waren zu Schellings Lebzeiten in drei „unveränderten“, aber jeweils neu gesetzten Ausgaben bei Cotta erschienen: 1803, 1813 und 1830^{13 a}. Im Folgenden werden diese Auflagen A, B und C genannt. Nach dem Briefwechsel mit Cotta ist kaum anzunehmen, daß Schelling auf die Neudrucke Einfluß genommen hat. Als maßgeblich muß daher die Ausgabe von 1803 (A) angesehen werden.

Der vorliegende Druck folgt, unter Verwendung des der üblichen Rechtschreibung angeglichenen Satzes der Ausgabe von O. Weiß¹⁴, dem Text, den Schellings Sohn anhand eines im

Schelling, F.W.J., Briefe und Dokumente Bd. I, Hrsg. von H. Fuhrmans, Bonn 1962 S. 320 (zit. Fuhrmans I).

¹³ Vergl. Anm. zu S. 281.

^{13 a} Inzwischen ist ein weiterer Druck, der 1818 in Upsala erschien im Bd. 9 von „Fr. W. J. Schellings sämtliche Werke“, Upsala 1816 ff.

¹⁴ Der Philosophischen Bibliothek Band 134 d, Leipzig 1911.

Nachlaß befindlichen Handexemplares 1859 in den Sämtlichen Werken, Bd. V, S. 207—352 wiedergegeben hat. Diesem nicht mehr nachweisbaren Handexemplar sollen die in eckigen Klammern im Text gegebenen Zusätze sowie die nicht mit A.d.O. gekennzeichneten Fußnoten entstammen¹⁵. Die mit A.d.O. kenntlich gemachten Fußnoten sind Hinweise von Schellings Sohn. Dem Druck in den Sämtlichen Werken (im Folgenden D genannt) lag, wie sich aus der Übereinstimmung der Druckfehler ergibt, ein Exemplar der Auflage von 1813 (B) zugrunde, was auch zu Vermutungen über die Datierung der Zusätze des Handexemplars Anlaß geben kann. Beim vorliegenden Druck wurden Abweichungen in A, B, C und D im textkritischen Anhang wiedergegeben und am Rande mit einem ○ markiert. Nicht berücksichtigt blieben reine Abweichungen der Schreibweise und Zeichensetzung, die die Bedeutung nicht betreffen (z. B. besondere — besondre). Eine Korrektur des Textes zugunsten der Lesart von A konnte aus technischen Gründen nur in den wichtigsten Fällen durchgeführt werden. Wo es aus Gründen der Akzentuierung erforderlich schien, wurden nicht mehr übliche Großschreibungen beibehalten.

Auf die im Anhang gegebenen erläuternden Anmerkungen und Hinweise wird am Rande mit einem + verwiesen.

Um die Möglichkeit des üblichen Zitierens zu erleichtern, ist die Seitenzählung der Ausgabe der Sämtlichen Werke (D) am Rande mitgeführt. Nur auf diese Paginierung wird in der Einleitung und den Anmerkungsteilen Bezug genommen. Sach- und Namenregister dagegen verweisen auf die Seitenzählung der vorliegenden Ausgabe.

Meinen Assistenten Dr. Arno Ros und Dr. Dieter Bimbacher sowie zahlreichen Studenten der Universität Hamburg schulde ich für die Mitarbeit und Anregungen Dank und möchte ihn an dieser Stelle aussprechen.

Hannover, am 9.5.1973

Walter E. Ehrhardt

¹⁵ Vergl. S. 214 Anm.

Vorwort zur zweiten Auflage

In der vorliegenden, durchgesehenen Neuauflage habe ich, gestützt auf einen Sprachgebrauch Schellings den Titel leicht modifiziert, um beobachteten Mißverständnissen vorzubeugen. Ferner habe ich ein unveröffentlichtes Gutachten beigelegt, das Melchior Meyr für Maximilian II. anfertigte zu der von Pater Stephan v. Djunkovsky veröffentlichten Behauptung, Schelling habe ihm als sein philosophisches Testament anvertraut, die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ sind „das wichtigste aller meiner Werke“¹. Da die „Methodologie“ „gewissermaßen die Stelle einer allgemeinen Enzyklopädie“ vertritt (247), scheint die Behauptung Pater Stephans unmittelbar viel für sich zu haben. An anderer Stelle² habe ich aber schon aus chronologischen Gründen die Vermutung geäußert, daß Pater Stephan möglicherweise von Schelling nur auf die Betonung der Wichtigkeit der wissenschaftlichen Methode hingewiesen wurde. Unabhängig von dieser Frage ist jedoch Melchior Meyrs Gutachten ein wichtiges Dokument vor allem zum Thema der religiösen Wirkungen der Philosophie Schellings. Es zeigt sehr deutlich die Problematik einer Trennung der parteiischen und philosophischen Beurteilung Schellings³. Melchior Meyr ist, wie Xavier Tilliette reich dokumentiert hat, einer der wichtigsten Zeugen aus Schellings Leben. Bestens vertraut mit dem nahen, einzigartigen Ver-

¹ Zitiert nach: Tilliette, Xavier: Schelling im Spiegel seiner Zeitgenossen, Torino 1974, S. 516; vergl. Bd. 2, S. 279–283.

² Vergl. Ehrhardt, W., E.: Die Naturphilosophie und die Philosophie der Offenbarung, in: Sandkühler, H. J. (Hrsg.): Natur und geschichtlicher Prozeß. Studien zur Naturphilosophie F. W. J. Schellings, Frankfurt 1984, S. 358.

³ Vergl. hierzu: Sandkühler, H. J.: Einleitung, in: Schelling, F. W. J.: Das Tagebuch 1848, Hamburg 1990, S. LXI.

hältnis, das zwischen Schelling und dem König bestand⁴, geht Melchior Meyr in seinem Artikel auf die höchst sensible Frage ein, wie sich Schellings Philosophie zur Religion verhalte. Schelling hatte Melchior Meyr in einem seiner letzten Briefe an Maximilian II. empfohlen. Er nannte „Meyr's Darstellungen, auch seine literarischen, wahr und die *Sache*, wie sie ist, wiedergebend“⁵. Wenn auch das Schreiben Schellings nicht durchweg als Empfehlung zu lesen ist, so daß Xavier Tilliette zu der Formulierung „nichts weiter als ein braver, schwäbischer Bauernsohn“ anmerkte: „Oh Alter!“⁶, so darf doch nicht übersehen werden, daß zum Stil höfischer Bitten auf dieser Ebene es unvermeidlich gehörte, sie so zu formulieren, daß die Erfüllung nicht als Folge der Bitte, sondern als freie Entscheidung der Majestät erscheinen konnte. Eine der unmittelbaren Reaktionen von König Maximilian II. auf Schellings Tod war jedenfalls wohl die Gewährung der Unterstützung für Melchior Meyr, da sich dieser am 23.8.1854 für die erhaltene Nachricht bedankt.

Das im Anhang als Beilage wiedergegebene Gutachten Melchior Meyr's über „Schellings philosophisches Testament“ befindet sich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv – Geheimes Hausarchiv –, sein Begleitschreiben ebenfalls⁷. Seiner Königlichen Hoheit Herzog Albrecht von Bayern und dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv danke ich für die Erteilung der Benutzungs- und Editionsgenehmigung.

Walter E. Ehrhardt

⁴ Vergl. hierzu: Ehrhardt, W., E.: Schelling Leonbergensis und Maximilian II. von Bayern. Schellingiana Bd. 2, Stuttgart 1989. – In diesem Buch habe ich u.a. eine von Schelling selbst revidierte Skizze seiner Philosophie veröffentlicht. Leider wurde dabei ein Hinweis von L. Pareyson (Kant-Studien 66, S. 234–236) auf eine italienische Übersetzung nicht berücksichtigt. Pareyson's Hypothese jedoch, Nr. 52 und Nr. 60 der Übersetzung könnten Zusätze von Schelling sein, wurde S. 132 widerlegt.

⁵ Trost, L. (Hrsg.): König Maximilian II. von Bayern und Schelling, Stuttgart 1890, S. 259.

⁶ L. c. Anm. 1, Bd. 2, Torino 1981, S. 312.

⁷ Signaturen: NL Max II. 73/1/2 Nr. 11 und 81/6/349.

Vorlesungen
über
die Methode
des academischen Studium.

Von
F. W. J. Schelling,
Dr. der Philosophie und Medicin
und Professor zu Jena.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1803.

Vorwort.

○

Diese Vorlesungen sind im Sommer 1802 auf der Universität 209 zu Jena gehalten. Ihre Wirkung auf eine beträchtliche Anzahl von Zuhörern, die Hoffnung, daß manche Ideen derselben, außer andern Folgen, auch für die nächsten oder doch zukünftigen Bestimmungen der Akademien von einigem Gewicht sein könnten, + der Gedanke, daß, wenn sie ihrem Zwecke nach keine neuen Enthüllungen über die Prinzipien erwarten lassen, doch die dem allgemeinfäßlichen Vortrag genähere Darstellung der letzteren, so wie die aus ihnen hervorgehende Ansicht des Ganzen der Wissenschaften, nicht ohne allgemeineres Interesse sein würde, schienen dem Verfasser hinreichende Bestimmungsgründe zur öffentlichen Bekanntmachung derselben.

Über den absoluten Begriff der Wissenschaft.

Die besondern Gründe kurz anzugeben, die mich bestimmen diese Vorlesungen zu halten, möchte nicht überflüssig sein; überflüssiger wäre es ohne Zweifel, sich bei dem allgemeinen Beweis lange zu verweilen, daß Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums für den studierenden Jüngling nicht allein nützlich, sondern notwendig, für die Belebung und die bessere Richtung der Wissenschaft selbst ersprießlich sind. +

Der Jüngling, wenn er mit dem Beginn der akademischen Laufbahn zuerst in die Welt der Wissenschaften eintritt, kann, je mehr er selbst Sinn und Trieb für das Ganze hat, desto weniger einen andern Eindruck davon erhalten, als den eines Chaos, in dem er noch nichts unterscheidet, oder eines weiten + Ozeans, auf den er sich ohne Kompaß und Leitstern versetzt sieht. Die Ausnahmen der wenigen, welchen frühzeitig ein sicheres Licht den Weg bezeichnet, der sie zu ihrem Ziele führt, können hier nicht in Betracht kommen. Die gewöhnliche Folge jenes Zustandes ist: bei besser organisierten Köpfen, daß sie sich regel- und ordnungslos allen möglichen Studien hingeben, nach allen Richtungen schweifen, ohne in irgend einer bis zu dem Kern vorzudringen, welcher der Ansatz einer allseitigen und unendlichen Bildung ist, oder ihren fruchtlosen Versuchen im besten Fall etwas anderes als am Ende der akademischen Laufbahn

- 212 die Einsicht zu verdanken, wie vieles sie umsonst getan und wie vieles Wesentliche vernachlässigt; bei andern, die von minder gutem Stoffe gebildet sind, daß sie gleich anfangs die Resignation üben, alsbald sich der Gemeinheit ergeben und höchstens
- durch mechanischen Fleiß und bloßes Auffassen mit dem Gedächtnisse so viel von ihrem besondern Fach sich anzueignen suchen, als sie glauben, daß zu ihrer künftigen äußeren Existenz notwendig sei.

Die Verlegenheit, in der sich der Bessere in Ansehung der Wahl sowohl der Gegenstände als der Art seines Studierens befindet, macht, daß er sein Vertrauen nicht selten Unwürdigen zuwendet, die ihn mit der Niedrigkeit ihrer eignen Vorstellungen von den Wissenschaften oder ihrem Haß dagegen erfüllen.

- + Es ist also notwendig, daß auf Universitäten öffentlicher allgemeiner Unterricht über den Zweck, die Art, das Ganze und die besondern Gegenstände des akademischen Studiums erteilt werde.

- + Eine andere Rücksicht kommt noch in Betracht. Auch in der Wissenschaft und Kunst hat das Besondere nur Wert, sofern es das Allgemeine und Absolute in sich empfängt. Es geschieht aber, wie die meisten Beispiele zeigen, nur zu häufig, daß über der bestimmten Beschäftigung die allgemeine der universellen Ausbildung, über dem Bestreben, ein vorzüglicher Rechtsgelehrter oder Arzt zu werden, die weit höhere Bestimmung des Gelehrten überhaupt, des durch Wissenschaft veredelten Geistes vergessen wird. Man könnte erinnern, daß gegen diese Einseitigkeit der Bildung das Studium der allgemeineren Wissenschaften ein zureichendes Gegenmittel sei. Ich bin nicht gesonnen, dies im Allgemeinen zu leugnen, und behaupte es vielmehr selbst. Die Geometrie und Mathematik läutert den Geist zur rein vernunftmäßigen Erkenntnis, die des Stoffes nicht bedarf. Die Philosophie, welche den ganzen Menschen ergreift und alle Seiten seiner Natur berührt, ist noch mehr geeignet, den Geist von den Beschränktheiten einer einseitigen Bildung zu befreien und in das Reich des Allgemeinen und Absoluten zu erheben. Allein entweder existiert zwischen der allgemeineren Wissenschaft und dem besondern

213 Zweig der Erkenntnis, dem der Einzelne sich widmet, überhaupt

keine Beziehung, oder die Wissenschaft in ihrer Allgemeinheit kann sich wenigstens nicht so weit herunterlassen, diese Beziehungen aufzuzeigen, so daß der, welcher sie nicht selbst zu erkennen imstande ist, sich in Ansehung der besondern Wissenschaften doch von der Leitung der absoluten verlassen sieht, und lieber absichtlich sich von dem lebendigen Ganzen isolieren, als durch ein vergebliches Streben nach der Einheit mit demselben seine Kräfte nutzlos verschwenden will.

Der besondern Bildung zu einem einzelnen Fach muß also die Erkenntnis des organischen Ganzen der Wissenschaften vorangehen. Derjenige, welcher sich einer bestimmten ergibt, muß + die Stelle, die sie in diesem Ganzen einnimmt, und den besondern Geist, der sie beseelt, so wie die Art der Ausbildung kennen lernen, wodurch sie dem harmonischen Bau des Ganzen sich anschließt, die Art also auch, wie er selbst diese Wissenschaft zu nehmen hat, um sie nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier und im Geiste des Ganzen zu denken.

Sie erkennen aus dem eben Gesagten schon, daß eine Methodenlehre des akademischen Studiums nur aus der wirklichen und wahren Erkenntnis des lebendigen Zusammenhangs aller Wissenschaften hervorgehen könne, daß ohne diese jede Anweisung tot, geistlos, einseitig, selbst beschränkt sein müsse. Vielleicht aber war diese Forderung nie dringender als zu der gegenwärtigen Zeit, wo sich alles in Wissenschaft und Kunst gewaltiger zur Einheit hinzudrängen scheint, auch das scheinbar Entlegenste in ihrem Gebiet sich berührt, jede Erschütterung, die im Zentrum oder der Nähe desselben geschieht, schneller und gleichsam unmittelbarer auch in die Teile sich fortleitet, und ein neues Organ der Anschauung allgemeiner und fast für alle Gegenstände sich bildet. Nie kann eine solche Zeit vorbeigehen ohne die Geburt einer neuen Welt, welche diejenigen, die nicht tätigen Teil an ihr haben, unfehlbar in die Nichtigkeit begräbt. Vorzüglich nur den frischen und unverdorbenen Kräften der jugendlichen Welt kann die Bewahrung und Ausbildung einer edlen Sache vertraut werden. Keiner ist von der Mitwirkung ausgeschlossen, da in jeden Teil, den er sich nimmt, ein Moment des allgemeinen Wiedergebärungsprozesses fällt. Um mit Erfolg einzugreifen, muß er, selbst 214

vom Geist des Ganzen ergriffen, seine Wissenschaft als organisches Glied begreifen und ihre Bestimmung in der sich bildenden Welt zum voraus erkennen. Hierzu muß er entweder durch sich selbst oder durch andere zu einer Zeit gelangen, wo er nicht selbst schon in obsoleten Formen verhärtet, noch nicht durch lange Einwirkung fremder oder Ausübung eigner Geistlosigkeit der höhere Funken in ihm erstickt ist, in der früheren Jugend also und nach unsern Einrichtungen im Anfang des akademischen Studiums.

Von wem soll er diese Erkenntnis erlangen, und wem soll er sich in dieser Rücksicht vertrauen? Am meisten sich selbst + und dem bessern Genius, der sicher leitet¹; dann denjenigen, von denen sich am bestimmtesten einsehen läßt, daß sie durch ihre besondere Wissenschaft schon verbunden waren, sich die höchsten und allgemeinsten Ansichten von dem Ganzen der Wissenschaften zu erwerben. Derjenige, welcher selbst nicht die allgemeine Idee der Wissenschaft hat, ist ohne Zweifel am wenigsten fähig, sie in andern zu erwecken; der einer untergeordneten und beschränkten Wissenschaft seinen übrigens rühmlichen Fleiß widmet, nicht geeignet, sich zur Anschauung eines organischen Ganzen der Wissenschaft zu erheben. Diese Anschauung ist überhaupt und im Allgemeinen nur von der Wissenschaft aller Wissenschaften, der Philosophie, im Besondern also nur von dem Philosophen zu erwarten, dessen besondere Wissenschaft zugleich die absolut allgemeine, dessen Streben also an sich schon auf die Totalität der Erkenntnis gerichtet sein muß.

Diese Betrachtungen sind es, meine Herren, die mich bestimmt haben, diese Vorlesungen zu eröffnen, deren Absicht Sie aus dem Vorhergehenden ohne Mühe erkennen. Inwieweit ich imstande sein werde, meiner eignen Idee eines solchen Vortrags ○ und demnach meinen Absichten ein Genüge zu tun, diese Frage

¹ Jeder Mensch hat einen inneren Freund, seine Eingebungen sind am reinsten in der Jugend; nur Frivolität verscheucht ihn, sowie Hinneigung zu gemeinen Zwecken ihn endlich ganz verstummen macht. (Von hier an wieder Zusätze, teils im Text mit [], teils in Noten, aus einem Handexemplar des Verfassers, wie früher. A. d. O.)

Über die wissenschaftliche und sittliche Bestimmung der Akademien.

Der Begriff des akademischen Studiums wies uns einerseits zu dem höhern Begriff eines vorhandenen Ganzen von Wissenschaften zurück, welches wir in seiner obersten Idee, dem Urwissen, zu fassen suchten; andererseits führt er uns auf die besonderen Bedingungen, unter welchen die Wissenschaften auf unsern Akademien gelehrt und mitgeteilt werden.

Wohl könnte es des Philosophen würdiger scheinen, von dem Ganzen der Wissenschaften ein unabhängiges Bild zu entwerfen und die Art der ersten Erkenntnis desselben an sich selbst, ohne Beziehung auf die Formen bloß gegenwärtiger Einrichtungen, vorzuschreiben. Allein ich glaube in dem Folgenden beweisen zu können, daß eben auch diese Formen in dem Geist der neueren Welt notwendig waren, und wenigstens äußere Bedingungen der Wechseldurchdringung der verschiedenartigen Elemente ihrer Bildung so lange sein werden, bis durch jene die trübe Mischung der letztern sich zu schöneren Organisationen geläutert haben wird.

Der Grund, warum das Wissen überhaupt seiner Erscheinung nach in die Zeit fällt, ist schon in dem zuvor Abgehandelten enthalten. Wie die sich in der Endlichkeit reflektierende Einheit

- 224 des Idealen und Realen als beschlossene Totalität, als Natur, im Raum sich ausdrückt, so erscheint dieselbe im Unendlichen angeschaut unter der allgemeinen Form der endlosen Zeit. Aber die Zeit schließt die Ewigkeit nicht aus, und die Wissenschaft, wenn sie ihrer Erscheinung nach eine Geburt der Zeit ist, geht doch auf Gründung einer Ewigkeit mitten in der Zeit. Was wahr ist, ist wie das, was an sich selbst recht und schön ist,
- seiner Natur nach ewig, und hat mitten in der Zeit kein Verhältnis zu der Zeit. Sache der Zeit ist die Wissenschaft nur, inwiefern sie durch das Individuum sich ausspricht. Das Wissen an sich ist aber so wenig Sache der Individualität als das Handeln an sich. Wie die wahre Handlung diejenige ist, die gleichsam im Namen der ganzen Gattung geschehen könnte, so [ist] das wahre Wissen [nur] dasjenige, worin nicht das Individuum, sondern die Vernunft weiß¹. Diese Unabhängigkeit des Wesens der Wissenschaft von der Zeit drückt sich in dem aus, daß sie Sache der Gattung ist, welche selbst ewig ist. Es ist also notwendig, daß, wie das Leben und Dasein, so die Wissenschaft sich von Individuum an Individuum, von Geschlecht zu Geschlecht mitteile. Überlieferung ist der Ausdruck ihres ewigen Lebens. Es wäre hier nicht der Ort, mit allen Gründen, deren diese Behauptung fähig ist, zu beweisen, daß alle Wissenschaft und Kunst
 - + des gegenwärtigen Menschengeschlechts eine überlieferte ist. Es ist undenkbar, daß der Mensch, wie er jetzt erscheint, durch sich selbst sich vom Instinkt zum Bewußtsein, von der Tierheit zur Vernünftigkeit erhoben habe. Es mußte also dem gegenwärtigen
 - Menschengeschlecht ein anderes vorgegangen sein, welches die alte Sage unter dem Bilde der Götter und ersten Wohltäter des menschlichen Geschlechts verewigt hat. Die Hypothese eines Urvolks erklärt bloß etwa die Spuren einer hohen Kultur in der Vorwelt, von der wir die schon entstellten Reste nach der ersten Trennung der Völker finden, und etwa die Übereinstimmung in den Sagen der ältesten Völker, wenn man nichts auf die Einheit des allem eingebornen Erdgeistes rechnen will, aber sie

¹ Vgl. die Abhandlung über die Konstruktion in der Philosophie, I, V, 140. A. d. O.

erklärt keinen ersten Anfang und schiebt, wie jede empirische 225 ○
Hypothese, die Erklärung nur weiter zurück.

Wie dem auch sei, so ist bekannt, daß das erste Überlieferungs-
mittel der höheren Ideen Handlungen, Lebensweise, Gebräuche, ○
Symbole gewesen sind, wie selbst die Dogmen der frühesten
Religionen nur in Anweisungen zu religiösen Gebräuchen ent-
halten waren. Die Staatenbildungen, die Gesetze, die einzelnen
Anstalten, die errichtet waren, das Übergewicht des göttlichen
Prinzips in der Menschheit zu erhalten [seinen Kampf gegen
das ungöttliche zu unterstützen], waren ihrer Natur nach ebenso
viele Ausdrücke spekulativer Ideen. Die Erfindung der Schrift
gab der Überlieferung zunächst nur eine größere Sicherheit [ver-
minderte die Gefahr, den Sinn der Symbole zu vergessen]; der
Gedanke, in dem geistigen Stoff der Rede auch einen Ausdruck
der Form und Kunst niederzulegen, der einen dauernden Wert
hätte, konnte erst später erwachen. Wie in der schönsten Blüte
der Menschheit selbst die Sittlichkeit nicht gleichsam dem Indi-
viduum eignete, sondern Geist des Ganzen war, aus dem sie
aus- und in das sie zurückfloß, so lebte auch die Wissenschaft
in dem Licht und Äther des öffentlichen Lebens und einer all-
gemeinen Organisation. Wie überhaupt die spätere Zeit das
Reale zurückdrängte und das Leben innerlicher machte, so auch
das der Wissenschaft. Die neuere Welt ist in allem und be-
sonders in der Wissenschaft eine geteilte Welt, die in der Ver-
gangenheit und Gegenwart zugleich lebt. In dem Charakter aller
Wissenschaften drückt es sich aus, daß die spätere Zeit von dem
historischen Wissen ausgehen mußte, daß sie eine untergegangene
Welt der herrlichsten und größten Erscheinungen der Kunst und
Wissenschaft hinter sich hatte, mit der sie, durch eine unüber-
steigliche Kluft [eine Masse von Barbarei] von ihr getrennt, nicht
durch das innere Band einer organisch-fortgehenden Bildung, son-
dern einzig durch das äußere Band der historischen Überlieferung
zusammenhing. Der auflebende Trieb konnte sich im ersten
Wiederbeginn der Wissenschaften in unserm Weltteil nicht ruhig
oder ausschließlich auf das eigne Produzieren, sondern nur un-
mittelbar zugleich auf das Verstehen, Bewundern und Erklären 226

der vergangenen Herrlichkeiten richten. Zu den ursprünglichen Gegenständen des Wissens trat das vergangene Wissen darüber als ein neuer Gegenstand hinzu; daher und weil zur tiefen Ergründung des Vorhandenen selbst gegenwärtiger Geist erfordert wird, wurden Gelehrter, Künstler und Philosoph gleichbedeutende Begriffe, und das erste Prädikat auch demjenigen zuerkannt, der das Vorhandene mit keinem eignen Gedanken vermehrt hatte; und wenn die Griechen, wie ein ägyptischer Priester zu Solon sagte, ewig jung waren, so war die moderne Welt dagegen in ihrer Jugend schon alt und erfahren.

Das Studium der Wissenschaften wie der Künste in ihrer historischen Entwicklung ist zu einer Art der Religion geworden: in ihrer Geschichte erkennt der Philosoph noch unenthüllter gleichsam die Absichten des Weltgeistes, die tiefste Wissenschaft, das gründlichste Genie hat sich in diese Kenntniss ergossen.

[Den Bewegungen der äußeren Welt entsprechen nach einem notwendigen Gesetz die stilleren, aber deswegen nicht minder tiefgreifenden Metamorphosen, die in dem Geiste des Menschen selbst vorgehen. Zu glauben, daß die geistigen Veränderungen, die Revolutionen der Wissenschaften, die Ideen, die sie erzeugt, die Werke selbst, in denen sich ein bestimmter wissenschaftlicher oder Kunst-Geist ausgesprochen hat, ohne Notwendigkeit seien, und nicht nach einem Gesetz, sondern durch Zufall entstehen, ist die höchste Barbarei. Ewig heilig ist und sei uns das Altertum; es ist Pietät, zu den Resten des Altertums und der gesamten Vorwelt zu wallfahrten, wie es Religion ist, wenn die fromme Einfalt die geglaubten Reliquien eines Heiligen sucht.

+ Emsig, sagt Goethe,

Emsig wallet der Pilger, und wird er den Heiligen finden,
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder getan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg; du findest nur Reste,
Seinen Schädel, ein paar seiner Gebeine verwahrt,
Wir sind alle Pilger, die wir das Altertum suchen,
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

Aber] ein anderes ist, das Vergangene selbst zum Gegenstand der Wissenschaft zu machen, ein anderes, die Kenntniss davon

Vierzehnte Vorlesung.

Über die Wissenschaft der Kunst, in bezug auf das akademische Studium.

- + Wissenschaft der Kunst kann vorerst die historische Konstruktion derselben bedeuten. In diesem Sinne fordert sie als äußere Bedingung notwendig unmittelbare Anschauung der vorhandenen Denkmäler. Da diese in Ansehung der Werke der Dichtkunst allgemein möglich ist, wird auch jene in der angegebenen Beziehung, als Philologie, ausdrücklich unter die Gegenstände des akademischen Vortrags gezählt. Demungeachtet wird auf Universitäten nichts seltener gelehrt als Philologie in dem zuvor bestimmten Sinne, welches nicht zu verwundern, da jene ebenso sehr Kunst ist wie die Poesie, und der Philologe nicht minder als der Dichter geboren wird.

Noch viel weniger also ist die Idee einer historischen Konstruktion der Werke bildender Kunst auf Universitäten zu suchen, da sie der unmittelbaren Anschauung derselben beraubt sind, und wo etwa auch ehrenhalber, mit Unterstützung einer reichen Bibliothek, solche Vorträge versucht werden, schränken sie sich von selbst auf die bloß gelehrte Kenntnis der Kunstgeschichte ein.

Universitäten sind nicht Kunstschulen. Noch weniger also kann die Wissenschaft derselben in praktischer oder technischer Absicht auf ihnen gelehrt werden.

Es bleibt also nur die ganz spekulative übrig, welche nicht

auf Ausbildung der empirischen, sondern der intellektuellen Anschauung der Kunst gerichtet wäre. Aber eben hiermit wird die Voraussetzung einer philosophischen Konstruktion der letzteren gemacht, gegen welche sich von seiten der Philosophie wie der Kunst bedeutende Zweifel erheben. 345

Sollte zuvörderst der Philosoph, dessen intellektuelle Anschauung allein auf die, sinnlichen Augen verborgene und unerreichtbare, nur dem Geiste zugängliche Wahrheit gerichtet sein soll, sich mit der Wissenschaft der Kunst befassen, welche nur die Hervorbringung des schönen Scheins zur Absicht hat, und entweder bloß die täuschenden Nachbilder von jener zeigt, oder ganz sinnlich ist, wie sie der größte Teil der Menschen begreift, der sie als Sinnesreiz, als Erholung, Abspannung des durch ernstere Geschäfte ermüdeten Geistes ansieht, als angenehme Erregung, die vor jeder andern nur das voraus hat, daß sie durch ein zarteres Medium geschieht, wodurch sie aber für das Urteil des Philosophen, außerdem daß er sie als eine Wirkung des sinnlichen Triebes betrachten muß, nur das noch verwerflichere Gepräge der Verderbnis und der Zivilisation erhalten kann. Nach dieser Vorstellung derselben könnte Philosophie sich von der schlaffen Sinnlichkeit, welche die Kunst sich wegen dieser Beziehung gefallen läßt, nur durch absolute Verdammung derselben unterscheiden.

Ich rede von einer heiligeren Kunst, derjenigen, welche, nach den Ausdrücken der Alten, ein Werkzeug der Götter, eine Verkündigerin göttlicher Geheimnisse, die Enthüllerin der Ideen ist, von der ungeborenen Schönheit, deren unentweihter Strahl nur reine Seelen inwohnend erleuchtet, und deren Gestalt dem sinnlichen Auge ebenso verborgen und unzugänglich ist als die der gleichen Wahrheit. Nichts von dem, was der gemeinere Sinn Kunst nennt, kann den Philosophen beschäftigen: sie ist ihm eine notwendige, aus dem Absoluten unmittelbar ausfließende Erscheinung, und nur sofern sie als solche dargetan und bewiesen werden kann, hat sie Realität für ihn.

„Aber hat nicht selbst der göttliche Plato in seiner Republik die nachahmende Kunst verdammt, die Poeten aus seinem Vernunftstaat verbannt, nicht nur als unnütze, sondern als verderb-

Anmerkungen des Herausgebers

Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die im Text am Rande mitgeführte Paginierung der Ausgabe in den Sämtlichen Werken, Bd. V, S. 207–352.

209 (Vorwort) Der Ausdruck „Akademien“ wird von Schelling ebenso wie der Ausdruck „Universitäten“ zur allgemeinen Bezeichnung der wissenschaftlichen Institutionen gebraucht, ohne daß beide gegeneinander unterschieden werden.

211 1 Im Ausdruck „Wissenschaft“ ist in Schellings Sprachgebrauch noch der Doppelsinn lebendig, der einerseits die Institution, andererseits das tätige Wissen selbst bezeichnet. Vergl. z. B. S. 261: „Es ist also immer nur die Wissenschaft, wie sie in irgend eines Menschen Kopf existiert; und ist diese mit der Wissenschaft aller Wissenschaften in Widerstreit, desto schlimmer für sie!“; vergl. a. S. 341.

211 2 In dem Ausdruck „Chaos“ ist schon der positive Anfang vernünftiger Erkenntnis bezeichnet. In den etwa gleichzeitig ausgearbeiteten Vorlesungen über Philosophie der Kunst heißt es: „Das innere Wesen des Absoluten, worin alles als eins und eins als alles liegt, ist das ursprüngliche Chaos selbst; . . . Durch die Anschauung des Chaos, möchte ich sagen, geht der Verstand zu aller Erkenntnis des Absoluten, es sei in der Kunst oder in der Wissenschaft, über“ (WW V 465/6).

212 1 Diese Notwendigkeit ist nicht zu verwechseln mit der Aufgabe einer obligatorischen „Studienberatung“ in den einzelnen Studiengängen, die eher dafür sorgt, daß das „Ganze“ nicht einmal als Chaos angeschaut wird.

212 2 Die im schlichten „Auch“ implizierte Berufung auf Kants Entdeckung des Kategorischen Imperativs dokumentiert, wie selbstverständlich dieser dem Geist der neuen Epoche zugrunde liegt. Wie die Urteile über das Gute, sollen auch die über das Wahre und über das Schöne nur soweit Verbindlichkeit haben, als sie der Form der Allgemeinverbindlichkeit genügen, d. h. „absolut“ begründet sind. (Vergl. dagegen Schelling, F.W.J., *Studium Generale*, eingeleitet und erläutert von H. Glockner, Stuttgart 1954, S. 22, Anm. 3 (zit. Glockner). Es wäre noch zu prüfen, ob die Hervorhebung der Parallelen zu Plato in der Schelling-Literatur mehr durch Schellings Plato-

Studien als durch die Anlehnung der Schleiermacherschen Übersetzung an Schellings Terminologie berechtigt ist.)

213 Aus der konstatierten Unmöglichkeit, in den allgemeinen Wissenschaften die vollständige Begründung der besonderen Wissenschaften aufzuzeigen (z. B. Gesetze der Physik vollständig aus der Mathematik oder positive Rechtsvorschriften allein aus dem kategorischen Imperativ zu begründen), folgert Schelling: „Der besonderen Bildung zu einem einzelnen Fach muß also die Erkenntnis des organischen Ganzen der Wissenschaften vorangehen.“ Die Möglichkeit einer rationalen Interpretation dieser Folgerung hängt am angemessenen Verständnis des Begriffs eines „organischen Ganzen“. In einem mechanischen Ganzen würden die besonderen Wissenschaften von den allgemeineren als abhängig und bedingt erscheinen, was bisher unerweislich ist. Die Interpretation der Wissenschaften als eines organischen Ganzen dagegen bedeutet, daß jedes bestimmte Wissen selbst unbedingt sein soll. Organismus, dieser Zentralbegriff von Schellings Naturphilosophie, bezeichnet eine Sukzession von Begründungen, „die innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen in sich selbst zurückfließt“ (WW II 349); „der Organismus ist sein eigen Objekt“ (WW III 145). Die scheinbare Folgerung ist daher in Wahrheit in der Forderung fundiert, im Wissen frei, nicht von Ungewußtem abhängig zu sein, — eine Forderung, die Schelling bereits in den „Briefen über Dogmatismus und Kritizismus“ in den Grenzen ihrer Begründbarkeit deutlich gemacht hatte (vergl. WW I 339, vergl. a. Anm. zu S. 218(1)).

214 Den Begriff des „Genius“ bestimmt Schelling in der „Philosophie der Kunst“ mit deutlichem Bezug auf Schillers Abhandlung „Über das Erhabene“. Was man Genius nennt, „ist sozusagen ein Stück aus der Absolutheit Gottes“ (WW V 460).

215 Die Rede vom Urwissen oder Absoluten, die in dem heutigen Sprachgebrauch leicht als ein „hypostasiertes Gattungssubjekt“ mißverstanden werden kann, bezeichnet nichts anders als die regulative Forderung („Voraussetzung“) der Wahrheit, die das Prinzip alles tätigen, strebenden Wissens ist. Das wird besonders durch die Anlehnung der Argumentation an Aristoteles, Metaphysik Γ deutlich. Die Forderung, daß das Wissen als schlechthin Ideales der Realität entsprechen soll, z. B. ein Naturgesetz gelten soll, ist aber nur dann erfüllt, wenn das Reale notwendig diese gewußten Gesetze hat. Vergl. WW VII 299: „... wohin trachtet alle Forschung der Natur, wenn nicht dahin, selbst Wissenschaft in ihr zu finden? Denn das, worin kein Verstand wäre, könnte auch nicht Vorwurf des Verstandes sein, das Erkenntnislose selbst nicht erkannt werden. Die Wissen-

Beilage: Melchior Meyr
über „Schellings philosophisches Testament“

Der treuehorsamst Unterzeichnete hat über einen Artikel, den ein Pater Stephan (v. Djunkovsky) unter den Titel „*Schellings philosophisches Testament*“ in der Wiener Zeitung veröffentlicht hat, einen Aufsatz geschrieben, in welchem er das Maß der Bedeutung jenes Artikels festzustellen und das Verhältniß der Schellingschen Philosophie zum Christentum und zur christlichen Theologie mit Beziehung auf Äußerungen, die er in Vorlesungen Schellings und in Gesprächen mit ihm vernommen, klar zu machen sucht. Je nach Allerhöchster Weisung ist er bereit, diesen Aufsatz entweder vorzulesen und mündlich die etwa gewünschten Erläuterungen zu geben, oder ihn in Abschrift vorzulegen.

Melchior Meyr.

Schellings philosophisches Testament

Pater Stephan (v. Djunkovsky) – früher Direktor des polyglotten Beichtstuhls in der Kirche der Heiligen Genoveva in Paris, gegenwärtig apostolischer Missionär – hat voriges Jahr in der Wiener Zeitung einen Artikel veröffentlicht, der unter obigem Titel viel verspricht, aber wenig hält. So mußte er im Publikum die Hoffnung auf irgendein bedeutsames, dem jetzigen Geschlechte heilvolles, klares Wort des Philosophen erwecken; allein in Wahrheit gibt er sachlich nichts, was man nicht aus Schellings Vorlesungen und den bekannten Veröffentlichungen darüber schon vorher, und zwar viel besser wissen konnte. Man kann auch von dieser Mitteilung sagen: das Wahre darin ist nicht neu, und das Neue darin ist – problematisch.

Pater Stephan ist kein Philosoph und hat auch kein Interesse an der Philosophie als solcher. Er ist ein gläubiger Christ, ein gläubiger Katholik. Er nimmt an den philosophischen Lehren, die mit seinem Glauben in Widerspruch stehen, theologisches Ärgernis; und da er „der Meinung ist, daß die Schellingsche Philosophie bezüglich der praktischen Tragweite von größerer Bedeutung sei als irgend ein anderes System unserer Tage“, auch wohl gehört haben mochte, daß die neue Lehre Schellings zu dem Christentum ein eigentümliches Verhältnis gewonnen habe, so besucht er die öffentlichen Vorlesungen des Philosophen zu Berlin in den Jahren 1842 bis 1844. Trotz der Mühe, die er sich gab, wollte es ihm indeß nicht gelingen, „den eigentlichen Sinn der Schellingschen Philosophie zu ergründen“. Er sucht den Lehrer in seiner Wohnung auf und ist so glücklich, mit ihm in traulichem Gespräch über die wichtigsten Probleme sich ergehen zu können. Allein auch jetzt noch erscheinen ihm „auf dem Gebiete der Philosophie desselben verschiedentliche Lebensfragen in einem so zweideutigen Lichte, daß er nicht weiß, ob Schelling sie im Herzen glaube oder leugne.“ Er bekennt dies, und Schelling verweist ihn auf sein Buch über die „Methode des akademischen Studiums“, welches, vor 40 Jahren geschrieben, dartue, daß er mit sich selbst

nicht in Widerspruch geraten sei. Pater Stephan untersucht das Buch „mit der Genauigkeit eines Diplomaten“ (mit dem durchdringenden Verstande eines Philosophen wäre besser gewesen!) – das Resultat ist aber wieder, daß er nicht weiß, ob Schelling die für ihn wichtigsten „Fundamentalfragen der Philosophie im Grunde zulasse oder nicht!“ Da legt er dem Philosophen endlich vier genau formulierte Fragen vor – über Gott, die Unsterblichkeit der Seele, die Göttlichkeit Jesu Christi, die Göttlichkeit der Heiligen Schrift – und ersucht ihn, sich zu erklären, ob er über jene Punkte eben so denke wie die christliche Kirche. Auf die drei ersten Fragen antwortet der Philosoph ohne Weiteres mit Ja; in bezug auf die vierte (Eingebung aller Teile der H. Schrift durch Gott) bemerkt er, daß nach seiner Ansicht die Philosophie hier keine Entscheidung zu treffen habe, und erinnert daran, daß die Theologen selbst, mit Einschluß der Kirchenväter, darüber gestritten haben, ob der Brief an die Hebräer von Paulus sei oder nicht.

Pater Stephan ist durch diese Erklärung vollkommen zufriedengestellt – er hat nun, was er will! – Ebendadurch beweist er aber, daß er vom Philosophen keine Ader in sich hat!

Vor allem muß ich gestehen, daß ich nicht begreife, wie es möglich ist, sich jene Fragen aus den Schellingschen Vorlesungen nicht selber beantworten zu können. Wie kann jemand, der die „Philosophie der Offenbarung“ gehört oder auch nur von ihr gehört hat, noch bezweifeln, daß Schelling nicht nur einen selbstbewußten, sondern den dreieinigen Gott lehrt, damit aber auch die Göttlichkeit Christi und die Unsterblichkeit der Seele? Man muß in der Tat kein Organ für Philosophie haben, wenn man ungeachtet so viel Anstrengungen – nach zweijährigem Kollegienbesuch und einer Reihe von philosophischen Gesprächen – über den offen dargelegten Inhalt und Sinn der Offenbarungsphilosophie doch nicht ins Klare kommen kann! Das rationalistische und Hegelsche Berlin hat Schelling in dieser Beziehung gar bald verstanden! Aus diesem Verständnis eben sind hauptsächlich die Angriffe hervorgegangen, die der Philosoph in der „Metropole der Intelligenz“ zu bestehen hatte!